

Culturbilder
aus Steiermark.



Eine
einclassige Landschule in der guten
alten Zeit.

Im steirischen Raabthale, halbwegs zwischen Feldbach und Fehring, liegt an der ungarischen Westbahn Lödersdorf. Die niedrigen, zum Theile noch mit Stroh gedeckten Häuser bergen sich in Obstgärten zu beiden Seiten eines kleinen Baches, welcher an der das Thal im Norden begrenzenden Hügellehne zwischen mit Weidengebüsch umsäumten Ufern träge hinfließt.

Das Dorf ist der Mittelpunkt — vielmehr der Hauptpunkt, denn es liegt an der Peripherie — einer Gemeinde von mehr als siebenhundert Einwohnern und hat, ich weiß nicht wie lange, eine eigene Schule. Das Schulgebäude wurde aber erst im Jahre 1873 erbaut. Die alte Schule war vom Orte nahezu eine Viertelstunde entfernt, ein einzeln stehendes Haus auf einem Hügel. Niedrig war es, mit fließpapiergrauem Stroh gedeckt, im Viereck um einen

Hof gebaut, in dem ein stattlicher Misthaufen sich über eine schwarzbraune Brühe erhob. Das Haus bestand aus einer großen Stube, zwei Kammern, Küche, dem Kuhstall und Schweinestoben und der Dreschtenne. Die große Stube war das Schulzimmer. An den schmutzigen Wänden desselben hiengen zwei große Papiertafeln, mit den deutschen und lateinischen Buchstaben bedruckt. Auf dem Tische des Lehrers stand ein gläsernes Tintenfaß mit halb abgebrochenem Rande an der Oeffnung und eine hölzerne Streusandbüchse. Der Flügel einer Gans sowie eine Birkenruthe lagen daneben. Die wenigen Bänke waren reich mit Schnitzereien versehen, denn jeder Schulbub wollte künftigen Schülergenerationen mindestens die Kenntniss seines Namens hinterlassen.

Das Haus mit der Schulstube war das Eigenthum jenes Lehrers, von dessen Thätigkeit ich erzählen will. Hier amtierte bis zum Jahre 1873 Herr Anton Holl mit Haslinger, Gansflügel und Birkenreisern. Wer vor ihm Lehrer war, ob vor ihm überhaupt eine Schule in Pödersdorf existirte, weiß niemand zu sagen.

Anton Holl machte im Jahre 1815, nachdem er die Normalschule und einen einjährigen „Präparandencurs“ absolviert, die Lehrbefähigungsprüfung und erhielt in den meisten Lehrgegenständen die Zeugnisnote „mittelmäßig.“

so daß er, wie es zum Schlusse des Prüfungszeugnisses heißt, „wohl noch als Schulgehilfe verwendet werden“ konnte. Nach unterschiedlichem Experimentieren dort und da ward er im Jahre 1821 vom hochwürdigen Decanate in Niegersburg als provisorischer Lehrer an der Gemeindegemeinschaft in Lodersdorf angestellt, in dieser Eigenschaft vom fürstbischöflichen Consistorium bestätigt, und war nun über fünfzig Jahre provisorischer Lehrer in Lodersdorf. Nun mag man sich denken, wie der Bildungsgrad einer Gemeinde sein muß, welche mehr denn fünfzig Jahre einen Lehrer hatte, der „wohl noch als Schulgehilfe verwendet werden kann.“

Wir lernten übrigens lesen und schreiben, auch ein wenig rechnen. Von der Sprachlehre aber wußten wir auch den Namen nicht, ebensowenig hatten wir eine Ahnung von Geographie, Geschichte, Naturlehre u. dgl. Dafür aber kannten wir die Geschichte des ägyptischen Josef ganz genau, und in der Kenntnis des kleinen Katechismus suchten wir Unseresgleichen. Auch über Himmel und Hölle hatten wir sehr gediegene Kenntnisse. Der Himmel war ein Haus ganz von Gold und mit glänzenden Edelsteinen ausgeschmückt. Die Edelsteine aber, wir hatten ja keine gesehen, wie sahen die aus? Nun gerade so wie die Glaslustres in der Kirche, deren geschliffene Glasstücke so schön im Kerzenlichte glitzerten und flimmerten. Weit interessanter als der

Himmel mit seinen langweiligen vierzigtausend Jungfrauen, die ein Lied singen, welches sonst niemand versteht, wo man also nicht mitsingen kann, war freilich die Hölle. Die Beschreibung derselben las uns der Lehrer aus dem uralten „Leben-Christi-Buch“ vor. Ein gar fürtreffliches Buch, Pater Kochem hat es geschrieben. Dieses Buch enthält einen Anhang über die vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Hölle und Himmelreich. Die Hölle wird in zwölf Capiteln mit äußerster Gründlichkeit behandelt. Das 1. Capitel: Wo, wie, und wie groß die Höll seye. 2. Cap. Von dem höllischen Feuer. 3. Cap. Von der höllischen Kält. 4. Cap. Von dem höllischen Hunger und Durst. 5. Cap. Von dem höllischen Gestank. 6. Cap. Von den höllischen Würmen. 7. Cap. Von der höllischen Finsternuß, Rauch und Gespenstern. 8. Cap. Von der höllischen Gesellschaft. 9. Cap. Von unterschiedlichen höllischen Peinen. 10. Cap. Von anderen höllischen Zimmern. 11. Cap. Von Veraubung der göttlichen Anschauung. 12. Cap. Von der Ewigkeit. — Die zwei letzten Capitel gefielen mir indessen nicht sehr. Wohl aber die andern. Aus dem ersten Capitel war zu ersehen, daß die Hölle eigentlich eine riesige Felsenkammer inmitten der Erde ist. „Wie hoch aber und wie groß die höll seye, kan man eigentlich nicht wissen: doch kan man’s einiger massen aus der heiligen

Schrift merken. Der gottseelige Drexelius vermeynt, wann die höll in ihrer höhe eine deutsche meil, und in ihrer runde drey meilen in sich hielte, so wäre sie schon groß genug hundert tausend millionen menschen in sich zu fassen, wann man schon einem jeden leib fünf schuh im viereck platz ein gebe. Weil aber vil hundert tausend millionen menschen verdammt werden, so folgt daraus, daß die höll etliche deutsche meilen in die höhe, länge und breite müsse haben, damit sie alle dise leiber fassen könne. Dis ist abzunehmen aus dem Propheten Isaiä am 30. Capitul, da er spricht: Tophet (die Höll) ist von gestern her bereit; der König hat sie zugerüstet tief und weit. Sihe, hie sagt er, daß die höll von Gott seye erschaffen worden tief und weit: so muß dann folgen, daß sie etliche meilen lang und breit seye. Wie vil meilen sie aber eigentlich groß seye, ist aus diesem 14. Capitul der Offenbarung Johannis abzunehmen, allwo also stehet: Der Engel stieße sie in den großen Teich des Bornes Gottes, und der Teich wurde von den Menschen betretten, und mit Blut erfüllet, tausend und sechshundert Stadien. Diesen Text verstehet ein vornehmer Ausleger der Schrift,* daß er bedeute die ausdrückliche größe der höllen. Nemlich tausend und sechshundert Stadien. Ein Stadium macht hundert fünf und zwanzig schritt: zwey und dreyßig Stadien aber machen eine

* Cornelius a Lapide.

deutsche meil, auf zwo stunden gerechnet. Also wäre die höll aller orten fünfzig meilen groß. Nämlich fünfzig meilen lang, fünfzig meilen breit und fünfzig meilen hoch oder tief. Welcher ungeheure platz vil tausendmal tausend millionen menschen fassen kann. Sie sey aber so groß als sie wolle, so ist sie dennoch nicht grösser, als eben vonnöthen ist die verdammten in sich zu begreifen.“ O du blutiger Heiland, viel tausendmal tausend Millionen, alle in der Hölle! Ich glaube, mancher von uns, dem etwa einige geschnipfte Aepfel auf der Seele brannten, zitterte beim Anhören dieser Stelle, denn vielleicht, ja wahrscheinlich war auch er darunter. Und dann die ausgesuchten Qualen in der Hölle und ihre äußerst lebendige, genau detaillirte Ausmalung! Und die Beweise alle schlagend, denn entweder beruft sich der Verfasser auf die heilige Schrift, oder auf einen Heiligen, dem es bei Lebzeiten gegönnt war, im Zustande der „Verzückung“ die Hölle zu sehen. Dieses Buch hat unsere kindliche Phantasie mit wahrhaft schauerlichen Bildern erfüllt und es ist sehr möglich, daß es die Schuld trägt, daß zwei mir wohl bekannte Mädchen, von welchen eines meine Schulkameradin war, von religiösem Wahnsinn befallen wurden. So lernten wir also die Hölle genau kennen. Ja hätten wir Steiermark nur halb so gut kennen gelernt, wie die Hölle! —

Unser Wissen in der Chemie war ebenfalls nicht verächtlich. Wir erfuhren nämlich, daß es vier Elemente gibt: Feuer, Luft, Erde und Wasser. Manch kleiner Naseweis war wohl neugierig, was etwa ein Element sei? Allein ein Kamerad wußte Bescheid. Sein Vater nämlich sagte manchmal „Kruzitürkenfixsternelement!“ Und so war vollständig klar, daß Element ein türkischer Fixstern sei. — Jeden Samstag lasen wir das Evangelium des nächsten Sonntags und die dazugehörige Epistel. Besonders interessant war das Evangelium vom vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten, dasselbe wurde aber nur mit einem gewissen Gruseln gelesen. Und das ist erklärlich. Denn es ist darin die Rede von dem „Gräuel der Verwüstung, von dem der Prophet Daniel geweissagt hat.“ — „Sonne und Mond,“ heißt es später „werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.“ Was für schreckbar mächtiger Zauberer mußte doch der „Gräuel“ sein! Ja der jüngste Tag mußte entsetzlich sein, und so war es uns wohl begreiflich, daß „alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden.“ Bedeutend tröstlicher klang es aber weiter, wie der Herr aussendet seine Engel, welche mit Posaunenschall die Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern sammeln.

Der tägliche Unterricht begann dem Namen nach um neun Uhr, da aber die Uhren der Bauern häufig über eine Stunde differierten, so war eben Regel, daß der Lehrer seine Thätigkeit begann, wenn eine genügende Anzahl von Schülern beisammen war. Um Essenszeit waren wir natürlich frei und balgten uns, nachdem wir das mitgebrachte Brod verzehrt, in der Nähe des Schulhauses herum. Einige badeten in der etwa zehn Minuten entfernten Raab und fingen Krebse, andere liefen dem nahen Walde zu und spielten „Räuber und Soldaten,“ oder „Teufel, arme Seelen und Engel.“ Bei diesen Spielen erlangte mancher eine bedeutende Fertigkeit im Laufen, andere im Klettern. Leider brach sich einmal eine „arme Seele“ die Hand, als sie sich vor den Nachstellungen des Teufels, der sie mit umgekehrter Weste verfolgte, in einen Fuchsbau salvieren wollte. Recht gut erinnere ich mich auch eines Kameraden, — die arme Seele ist, glaube ich, ein Schneider geworden — welcher mit wunderbarer Behendigkeit auf schlanken Fichten und rauh-rindigen Föhren auf und ab kletterte und mit einer Sicherheit von einem Baume zum nächsten sprang, um die ihn ein Eichhörnchen beneiden konnte.

Auch sonst gab es viel Spaß. Wenn der Weizen oder die Gerste oder der Roggen auf des Lehrers Aekern geschnitten wurde, da wurden

wir zum Garbentragen commandirt und gehorchten freudig. Oder der Herr Lehrer hatte sein Getreide zum Dörren auf „Blachen“ ausgebreitet, und es stand ein Gewitter bevor. Da war es dann unsere Aufgabe, das Getreide so rasch als möglich zusammenzuschaukeln und unter Dach zu bringen. Das war lustig. Einige Buben hielten die Blachen am Saume in die Höhe, daß das „Körndl“ in der Mitte hübsch einen Haufen bildete, ein anderer schaukelte und wieder andere warteten mit leeren Körben, oder liefen mit den vollen dem Hause zu.

Im Jahre 1857 gab es andere Arbeit. Das war ein sehr heißes Jahr, ein paar Monate lang fiel kein Tropfen Regen. Ein Tag wie der andere, strahlend schön, sehr heiß, der Himmel stets wolkenlos heiter. Nur Abends gegen Süden Wetterleuchten. Die Bauern sagten, das bedeute ausdauernd schönes Wetter, im Jahre Vierunddreißig sei es auch so gewesen. Und sie hatten Recht. „Der Wasen brannte dreimal aus,“ was für ein gutes Weinjahr bürgte; aber die meisten Brunnen versiegten. Auch der des Lehrers. Im nahen Walde, ein kleines Viertelstündchen vom Schulhause, ist eine lebendige Quelle, in dieser Gegend eine Seltenheit. Von da holten viele ihr Wasser. Auch unser Lehrer. Er lud ein Faß auf einen Wagen und spannte seine Schüler vor denselben. Das heißt nicht alle;

einige giengen dem Wagen zur Seite, andere waren hinter demselben postiert und schoben, wo es bergauf gieng. Bergauf setzte sich nämlich auch noch der Lehrer auf den Wagen und erhöhte dadurch das Vergnügen und die Ehre um ein Beträchtliches. Natürlich wurde sodann das volle Faß von uns auch nach Hause gezogen.

Der Lehrer war für die Lieferung derartiger Fleißarbeiten nicht undankbar. Er brachte wohl öfters eine große Schüssel, schnitt einen halben Laib Brod hinein und goß Obstmost darauf. Wir löffelten dann das Ganze mit großem Behagen aus. Auch da bewies der Lehrer manchmal einen guten Humor. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er einmal, während wir gerade unser wohlverdientes „Mostbrod“ verzehrten, einen kleinen Kürbis in die Schüssel fallen ließ und so den Most nach allen Seiten hinausspritzte und uns naß machte. Man glaube aber ja nicht, daß wir irgend eine Arbeit ungern verrichteten, oder gar ob Ueberbürdung klagten! Nein, es war doch gar zu lustig draußen im Freien, wo wohl viel Haselgebüsch und Birken, aber keine Haslinger und Birkenruthen zu sehen waren.

Die Zucht in der Schule war streng. Eine große Virtuosität entwickelte der Lehrer mit einem dünnen Stab. Diesen steckte er in das häufig ungekämmte Haar irgend eines

Schlingels, drehte und zog daran, was er „benteln“ nannte. Es that höllisch weh, besonders wenn er diese Uebung am unteren Theile des Hinterhauptes machte. Auch vor dem Gansflügel, einem sogenannten Flederwisch, hatten wir gewaltigen Respect, denn wenn der Lehrer die Rückseite einer Hand damit klopfte, so that's recht wehe. Manchmal — es war wohl selten — zeigte der Lehrer auch seine Geschicklichkeit und Sicherheit im Werfen. Wenn nämlich ein Thunichtgut in den hinteren Bänken gar zu iüppig ward und der Lehrer mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussetzen konnte, daß der Bub lieber zur Thüre hinauslaufen, als sich behufs Bestrafung ergreifen lassen werde, so nahm er eine Schiefertafel, zielte nach dem Kopfe des Ruchlosen und schleuderte. Da hieß es sich rasch bücken, oder man hatte ein Loch im Kopfe, welches man übrigens draußen beim Brunnen auswaschen durfte. Ich glaube, Herr Anton Holl hätte, wenn er ein Zeitgenosse und Landsmann des Themistokles gewesen wäre, gewiß manchen Sieg als Diskuswerfer bei den olympischen Spielen davongetragen und wäre wohl zeitlebens auf Staatskosten im Prytaneion gespeist worden.

Noch steht er vor mir, der alte Lehrer, wie er hemdärmelig oben sitzt auf dem Katheder, die bloßen Füße — denn in der heißen Sommerszeit trug er keine Schuhe — übereinanderge-

schlagen, in der erhobenen Rechten die wurfbereite Schiefertafel.

Sein Einkommen war fürwahr nicht groß. Von jedem Schüler, deren etwa vierzig bis fünfzig waren, erhielt er für das Schuljahr einen Gulden und eine Weizengarbe. Die ärmeren Schüler waren von der Entrichtung des Unterrichtsgeldes befreit. Von der Gemeinde bekam er drei Klafter Holz aus dem Gemeindegewalde zur Beheizung des Schulzimmers.

Von diesem Einkommen hätte er natürlich nicht ein Vierteljahr leben können. Allein er hatte einen kleinen Grundbesitz, den er erheirathet hatte, und zwei Kühe und einige Schweine. Manchmal erhielt die Frau Lehrerin von einer mitleidigen Bäuerin wohl auch ein paar junge Hühner oder ein „Wickel“ Flachs.

Im Jahre 1873 wurde der Lehrer, da er vor Alter anfang geisteschwach — „kindisch“ — zu werden, auf Ansuchen vieler Gemeinde-Anfassen vom Lehramte suspendiert, bekam aber bis zu seinem Ableben einen Gnadengehalt von zweihundert Gulden aus der Erzherzog-Johann-Stiftung. Ueber fünfzig Jahre hatte er als Lehrer in der Gemeinde gewirkt und der Erfolg entsprach seinem Können. Fast zwei Generationen sind bei ihm in die Schule gegangen, und so kam es, daß anfangs der Siebziger-Jahre wohl die halbe Gemeinde nicht lesen und reichlich fünfundsiebzig

Percent nicht schreiben konnten. Und ich kannte einen Ortschulraths=Obmann, bei dem es mit dem Lesen haperte. Und die anderen Folgen? Der crasseste Aberglaube, eine häufig unglaubliche Rohheit herrschten wenigstens noch vor wenigen Jahren in der Gemeinde. Jeder z. B. glaubte steif und fest, daß der Herr Dechant Wetter machen könne und dann und wann einen ergiebigen Hagelschauer über eine sündige Gemeinde schicke. Von den Barmherzigen Brüdern in Graz sagte man, daß sie die jungen und starken Kranken in einer geheimen Kammer zu Tode kitzeln, den Schaum vom Munde der Sterbenden aber als köstliche Medicin sammeln. Wer neun Kinder umbringt und ihre Herzen ißt, kann sich unsichtbar machen.

Und nun alter Lehrer, der du erst im Grabe eine definitive Stellung erlangtest, wo du ausruhen kannst von deinem halbhundertjährigen Provisorium, vergieb deinem Schüler. Keinen Vorwurf werfe ich auf den niedrigen Hügel, der deine Gebeine deckt. Denn dein Wille war rein, nur dein Können unzulänglich. — Das System wollte ich zeichnen, welches dich für länger als ein halbes Jahrhundert auf einen verantwortungsreichen Posten stellte, den auszufüllen deine Kräfte zu schwach waren.



Erinnerungen

aus dem Grazer Priesterhause.

Es wird so in der zweiten Hälfte des October 1868 gewesen sein, als der sehnlichste Wunsch meiner Mutter in Erfüllung gieng und ich in den Räumen des Priesterhauses die nachgesuchte Aufnahme fand. Mein Wunsch war es wohl nicht ganz gewesen Theologe zu werden, doch hat es mich auch keine Ueberwindung gekostet. Denn einmal hatte ich nie ernstlich einen anderen Gedanken gehabt, da mich die Eltern ja nur in der Voraussetzung studieren ließen, daß ich einst einen Talar tragen würde, es waren mir daher stets alle anderen Gedanken, an denen es freilich nicht fehlte, als Luftschlösser und unausführbare Utopien erschienen; dann hoffte ich nur als Priester meine Reiselust und den fast unüberwindlichen Drang, die Welt zu sehen, befriedigen zu können. Ich dachte mir nämlich das Priesterseminar nur als Eingangsthor zur Stellung eines Missionärs. War doch in demselben

Jahre ein Pfarrer aus Minnesotta hier gewesen, und hatte in Oesterreich Arbeiter für den amerikanischen Weinberg geworben. Und auch in Graz hatten sich welche gefunden, die ihn über den atlantischen Ocean zurückbegleiteten. Aus demselben Grunde, nämlich um ferne Erdtheile zu sehen, hatte ich schon früher die Aufnahme bei den Pazaristen nachgesucht und aus dem gleichen Motive war ich durch einen Vermittler mit dem Director des Salesianums in Milwaukee (Wisconsin) in Verbindung getreten. Dr. Salzmann hatte mir die Aufnahme auch zugesagt, nur sollte ich selbst die Reisekosten bestreiten. Ich konnte mir aber das Reisegeld nicht beschaffen und so zerschlug sich das Project. — Zudem war ich während meiner ganzen Jugend stets unter geistlichem Einflusse gestanden und, wie ich gerne gestehe, nicht zu meinem Schaden. Ein junger Kaplan in Kiegersburg, meiner Heimatspfarre, der viel über meine Eltern vermochte, hatte dieselben bewogen mich studieren zu lassen. Josef Gärtner, so hieß der edle Mann, dem ich zu ewigem Danke verpflichtet bin, hatte mich in Schutz genommen, als meine lebenswürdigen Kameraden mich wegen meiner rothen Haare verspotteten und mir immer das Wort „Hütet euch vor den Gezeichneten!“ — der Himmel weiß, wo sie es her hatten — zuwarfen. Denn im Sommer der Jahre Achtundfünfzig

und Neunundfünfzig durfte ich zweimal in der Woche zu ihm kommen, wo er mich für die nächst höhere Classe der Volksschule vorbereitete, da in unserer Dorfschule der Unterricht äußerst mangelhaft war. Dies alles that er ganz aus eigenem Antriebe, ohne jemals außer Dank und Verehrung irgend eine Entlohnung für seine nicht geringe Mühe, einen in den beschränktesten Verhältnissen heranwachsenden und sehr begriffstüchtigen Jungen zu unterrichten, erhalten zu haben. Er verschaffte mir ferner durch seinen Einfluß auf den Dechant schon in der ersten Gymnasialclassen ein Stipendium, dessen Präsentationsrecht eben dieser Dechant hatte. Ja er hat für den ungeschickten Buben sogar das Gesuch um dieses Stipendium geschrieben. Nur durch dieses aber ward mir bei der Armuth meiner Eltern das Studiren ermöglicht. Auch sonst habe ich als Gymnasialschüler von geistlicher Seite gar manche werthvolle Unterstützung genossen. Daß ich mich deshalb noch heute zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühle, wer wird es mir übel nehmen? Und so blicke ich denn, bereits auf der Höhe meiner Lebensstage angelangt und nicht mehr aufwärts sondern abwärts schauend, nicht mit Groll und Haß, sondern mit dankbarer Liebe und heiterer Ruhe in jene vergangenen Tage zurück, wo ich unter geistlicher Leitung stand.

Also ich war im Priesterhause und sehnte mich nach dem Talare. Der Schneider nämlich, der für viele zugleich den schwarzen Habit anzufertigen hatte, wurde die längste Zeit nicht fertig mit dem meinigen, da ich ja der letzte gewesen, dem er das Maß genommen hatte. Und als er kam — der Henker lohne es dem Künstler — war er viel zu lang und zu weit. Er mußte also nach allen Dimensionen geändert werden. Gott, wie langweilig die Tage vergingen, bis ich endlich den passenden Kasten hatte! Das Kollar mit weißen und schwarzen Glasperlen benäht und den Cylinderhut hatte ich bereits, auch ein Cingulum (Gürtel) und den „Stauber,“ einen Mantel aus schwarzem Orleans mit himmelblauem Stoffe gefüttert. Als bald machte ich es wie meine Brüder im Herrn. Ich machte nämlich in Gesellschaft eines Collegen meinen ersten Ausgang und zwar direct zum Photographen. Auf dem Wege durch die Stadt bemühte ich mich, mir durch Zurückschlagen des Mantels, so daß das blaue Futter zur Geltung kam, ein möglichst malerisches Aussehen zu geben. Denn Himmelblau und Schwarz steht gar gut zusammen.

Die Erziehung der Theologen bestand aus zwei Theilen, einem wissenschaftlichen und einem religiösen. Ersterer liegt fast ganz in den Händen der vom Staate ernannten Professoren, für

letzteren sorgt der Bischof durch die von ihm eingesezte Verwaltung des Priesterhauses. Sene Hörer der Theologie, welche als Externisten nicht im Priesterhause wohnen — es waren freilich nicht viele und diese zumeist Ordenscleriker — unterstehen daher nur dem Professorencollegium der Facultät.

Der Disciplinen, die uns im ersten Jahrgange vorgetragen wurden, waren gar mancherlei. Aus meinem alten „Index lectionum“ ersehe ich, daß Dr. Worm über Fundamentalthologie las, während Dr. Fruhmann die hebräische Sprache, ferner die Einführung in das Bibelstudium, dann das zweite Buch der Könige, die Weissagungen des Propheten Michas, die Genesis und biblische Archäologie behandelte. Die Vorträge waren lateinisch. Nun habe ich zeit lebens kein großes Sprachengedächtnis gehabt. deshalb haben mir die Vorträge zwar imponiert, aber verstanden habe ich sie leider nicht immer. Nur ein Wort hat sich für immer meiner Erinnerung eingepägt, nämlich nempe, der Lieblingsausdruck des Professors Fruhmann. Er hat ihn in einer Stunde über hundertzwanzigmal gebraucht. Professor Fruhmann war ein Original. Klein, aber dick und wohlbeleibt, hatte er ein etwas röthliches fettes Gesicht, aus welchem fluge blaue Augen heiter und schalkhaft blickten. Die Hosen waren ihm stets zu kurz und das

Kollar — ich glaube, es wäre für mich als Singulum gerade recht gewesen — schien ihn zu zwingen. Sein Vortrag war ruhig und stets mit zahlreichen Witzern durchflochten, welche nicht bloß uns, sondern auch ihm wohlgefielen, denn er lachte recht herzlich mit und sein fetter Körper bewegte sich dann auf dem Sessel ob der Erschütterung ganz elastisch. Noch heute ist mir in Erinnerung, wie er einst den traurigen Unfall, welcher Tobias traf, erklärte. Dieser nämlich erblindete, weil ihm ein Vogel was in die Augen fallen ließ. Nun haben boshafte Freigeister gefragt, wie es denn möglich sei, daß der fromme Tobias deswegen an beiden Augen zugleich geblendet ward. Welchen Einwand unser Professor des Bibelstudiums sieghaft mit der Erklärung widerlegte, daß der Unrath, welcher Tobiam des Augenlichtes beraubte, eben ziemlich flüchtig gewesen und den alttestamentarischen Heiligen gerade an der Nasenwurzel getroffen habe, von wo der ätzende Saft dann nach beiden Seiten spritzte. Das war aber kein Witz, sondern eine ernste, sachliche Erklärung. Da Fruhmann schon ein alter Herr war, so kamen wohl nur mehr selten Originalwize zum Vorschein, sondern sie wiederholten sich Jahr für Jahr an den bestimmten passenden Stellen. In manchen Büchern — wir hatten unsere Lehrbücher aus der Seminarbibliothek — war nun an allen

solchen Stellen angemerkt: „Hier folgt ein Witz.“ Ein loser Vogel las diese Einschaltung einmal halblaut, als Professor Frühmann in seinem Vortrage eben wieder bis zu einem solchen Satze gelangt war. Der Vortragende hatte aber das Wort des Naseweisen gehört und rief halb ärgerlich: „Grad nicht!“ Wir glaubten, das sei der obligate Spaß und lachten pflichtschuldig ärger als je. Die Vorträge über biblische Archäologie waren sehr interessant, doch leider, wie bemerkt, für mich wegen des Lateins nicht immer verständlich. Ein Grauen erregten uns aber wohl fast allen die viereckigen hebräischen Buchstaben, obwohl gerade kein Antisemit unter uns war, wie man denn in jenen Tagen das Wort überhaupt noch nicht kannte. Nicht viele, denke ich, brachten es weiter als zum Lesen und zu den elementarsten Kenntnissen der Grammatik. Es war auch nicht gerade sonderlich nöthig. Denn die meisten Bibeln, die wir ja der Seminar-Bibliothek entlehnten, hatten bereits Zeile für Zeile die lateinische Uebersetzung über den hebräischen Worten, von unseren Vorfahren in feiner Schrift mit Bleistift oder Tinte fürsorglicher Weise niedergeschrieben. Bei der Prüfung las man dann simpel zuerst den hebräischen Text, hierauf die lateinische Uebersetzung herab. Denn man bediente sich beim Examen des eigenen Buchexemplares. Dabei passierte mir freilich

etwas äußerst Betrübliches. Da ich dem Hebräischen gar keinen Geschmack abgewinnen konnte, so nahm ich mir nicht einmal die Mühe, die kurze Stelle, von der ich während der Prüfung meiner Vordermänner ausrechnete, daß sie auf mich fallen müsse, durchzulesen. Ja nicht einmal die lateinische Uebersetzung sah ich an. Als nun die Reihe an mich kam, buchstabierte ich meinen Vers mühselig herab. Dann las ich die Uebersetzung. Nun las ich eum statt cum. Frühmann meinte: „Schauens ordentlich, es steht ja so darin.“ Ich las wieder eum, worauf mich der Professor corrigierte. In meiner Verwirrung sagte ich nun ganz sinnlos, denn ich hatte keine Ahnung vom Inhalte des Gelesenen, „cum eum.“ Ein junger Philolog mit empfindlichen lateinischen Ohren wäre beim Anhören eines solchen Unsinns zweifellos vom Schlag getroffen worden. Durch die besondere Gnade Gottes blieb Frühmann aber von diesem Unfalle verschont. Daß ich ins Zeugnis „prima classis“ erhielt, — fürwahr der gute Professor hat mir die Note geschenkt.

Frühmann las auch über syrische, chaldäische und arabische Sprache und auch diese Vorlesungen wurden von vielen frequentiert, ich aber habe sie nicht besucht.

Beim Bibelstudium ward, soweit mir erinnerlich, der hebräische Text zur Grundlage ge-

nommen und selber dann mit der griechischen Septuaginta und mit der lateinischen Vulgata des heiligen Hieronymus verglichen. Also Gelegenheit zum Lernen war für den wißbegierigen Theologen genug da, mir aber fehlte der Köffel. Nur Metaphysik interessirte mich sehr. Diese trug als Hausstudium der junge, geistvolle Adjunkt des Priesterseminars vor und zwar in deutscher Sprache. Er war ein Mann von kleiner Gestalt, unansehnlich und mager, mit lichtblauen Augen, von lebhaften, raschen Bewegungen und ließ in der Aussprache den Kärntner nicht verkennen. Stets heiter, dabei liebenswürdig bescheiden, voll scharfer, geistreicher Syllogismen im lebendigen, niemals stockenden Vortrage genoß er die Liebe aller Alumnen. Niemand wohl ahnte damals, daß wir in unserem Lehrer Rahn den künftigen Bischof seines Heimatlandes vor uns hatten. Ob wohl auch er sich noch zuweilen jener schönen Tage erinnert, wo alle seine ihm unterstehenden Schüler mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblickten!

Die Metaphysik wurde natürlich in streng kirchlichem Sinne genommen. Sehr wohl erinnere ich mich, wie unser Lehrer mit scharfer, formvollendeter Logik sowohl Schelling und Hegel, wie dem Materialismus zu Leibe gieng und hierauf selbstständig einen theoretischen Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes aufbaute.

Allein ich muß auch bekennen, überzeugt hat er mich nicht. Denn gerade damals las ich das berühmte Buch des großen Königsberger Stuben-
hockers und Bücherwurmes Immanuel Kant, die Kritik der reinen Vernunft, wo er in seinen Antinomien alle theoretischen Beweise für das Dasein Gottes so zerfasert, daß auch nicht ein Stäubchen übrig bleibt, indem er sowohl hier wie in seinen Prolegomena nachweist, daß die Beantwortung der Frage über die Existenz Gottes jenseits der Grenzen des menschlichen Verstandes liegt. Hat mich Professor Kuhn nun nicht überzeugt, so hat er mich doch mit Bewunderung für seine schneidende Logik erfüllt.

Die Tagesordnung im Priesterhause war streng geregelt. Im Sommer ertönte die Glocke um 4³/₄ Uhr Früh, im Winter eine Stunde später. Da hieß es sich aus dem Bette aufraffen und an einer Blechkanne, an welcher einige Hähne angebracht waren eiligst das Waschen vornehmen um zurecht zum Frühgottesdienste in die Kapelle zu kommen. Dieser währte bei-
läufig eine Stunde. Theologen des ersten Jahr-
ganges ministrierten bei der Messe, die der Spiritual las. Dann war eine halbe Stunde dem Frühstück gewidmet, wenn man das Geld hatte, sich eines beim Hausknecht, der zugleich der Restaurateur der Anstalt war, zu beschaffen. Außer diesem Wirths waren noch zwei Knechte

zum Dienste des Seminars da: der „eiserne Hiesel,“ ein alter Mann, der schon manche Theologengeneration gesehen und dessen Oberkörper mit dem Unterleib so ziemlich einen rechten Winkel bildete, und der „politische Hiesel,“ den man öfters im Zeitungsstudium vertieft fand, weshalb wir ihn für einen Politiker erklärten.

Nach dem Frühstück kam das Studium in den Studiersälen oder Museen. Jedes Museum war für etwa sechzehn Theologen mit Studierpulten versehen. Das Museum war durch eine Thüre mit dem Wohnzimmer eines Clerikers aus dem vierten Jahrgange verbunden, welchem die Aufsicht über den Studiensaal und die Studierenden oblag. Entstand ein Lärm, so war der Inspector gleich zur Hand um die nöthige Ruhe herzustellen. Manchmal nämlich gieng es etwas lebhaft zu. Denn leider — nur mit äußerster Betrübnis vermag ich daran zu denken — hatten sich einige, worunter ich Kuchloser, dem Tarokspiele ergeben und geriethen so manchmal über einen Bagatultimo in beträchtliche Meinungsdivergenzen. Da suchte dann jeder die Güte seiner Argumente durch eine kräftige Stimme zu verstärken und so kam es denn öfters zu entschiedenen Mißhelligkeiten. Sobald aber solche ausbrachen, verschwanden die Karten im Momente, denn es konnte der Inspector

kommen und — das Kartenspiel war streng verboten.

Die Studienzeit wurde durch den Besuch der Vorlesungen abgelöst, worauf das gemeinsame Mahl im Refectorium folgte. Jeder Tisch hatte seine bestimmte Genossenschaft, nach Jahrgängen geordnet, mit dem Inspector als Vorsitzenden. Am obersten Tische saßen nur der ehrwürdige Director des Hauses, Domdechant Büchinger, ein Greis mit spärlichem Silberhaare, dann der Spiritual, dessen schnarrende Stimme bei den Betrachtungen in der Kapelle und dessen schauerlich salbungsvoll langweiliger Ton mir noch heute im Ohre brummt, dann der feine, elegante Subdirector und endlich der Adjunct Kahn. Vor dem Essen wurde etwas von der Kanzel vorgelesen, Sonntags dagegen fand ein freier Vortrag als Predigtübung statt. Das Mahl bestand aus drei Gängen und war gut. An Sonn- und Feiertagen hatten wir vier, an hohen Festtagen fünf bis sechs Gänge. Das Getränk — mittags Wein, abends Bier — mußte sich jeder, der welches haben wollte, selbst bezahlen. Nur in der Faschingzeit war es an einigen Tagen anders. Ein ehemaliger Seminarist, dem der Herr in seiner unerschöpflichen Gnade und Erbarmung die Pfarre Kitzeegg verliehen hatte, schickte jedes Jahr in wahrhaft rührender Erinnerung an die durstigen Stunden, die er

im Priesterhause verbracht, fünf Eimer feurigen, braunen Kitzegger. Der Himmel lohne es dem Edlen und streiche ihm für jeden Eimer ein Jahr Fegefeuer! Leider waren nur die ersten Seitel ganz ungemischter Freude voll, die späteren dürften etwelchen anderen Zusatz gehabt haben, denn wie man allgemein sagte, soll der Kitzegger auch bei den Knechten ganz ungetheiltes Lob gefunden haben. Feierte irgend ein Mitglied einer Tafelrunde seinen Namenstag, so war es seine Ehrenpflicht, den Tischgenossen und Freunden zu Mittag Wein, abends Bier „aufsetzen“ zu lassen. — Nach der Mahlzeit mochten wir uns bis zwei Uhr erholen. Die meisten begaben sich dann in den Garten, wo uralte Kastanienbäume im Sommer prachtvollen Schatten gewährten. Im Garten war auch eine gedeckte Regelpbahn für die Liebhaber des Regelspieles. Nach der Erholungsstunde begannen wieder die Vorlesungen. Die übrige Zeit bis zum Abend diente dem Studium in den verschiedenen Museen. Zweimal in der Woche war von 4 $\frac{1}{2}$ bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr „Bierstunde,“ wo man sich im Refectorium vom Restaurateur Bier und Cervelatwurst verschaffen konnte. Das war auch die reguläre Besuchszeit für die weltlichen Freunde der einzelnen Theologen, die dann ebenfalls in's Refectorium eingeladen wurden. Hatte man kein Geld, so ließ man sich eben anfreiden. Ich machte natürlich von diesem

Ufus gleichfalls ausgiebigen Gebrauch. Nach dem Abendessen, welches aus zwei Gerichten bestand, verfügten wir uns wieder in die Kapelle zum Abendgebet und zur Abendbetrachtung. Da erinnere ich mich nun, wie Fürstbischof Dr. Zwerger, ein Priester, dem man den größten Eifer und eine unermüdlige Arbeitskraft nicht absprechen kann, sich an etwa sechs aufeinanderfolgenden Dienstagen ebenfalls bei diesem Abendgottesdienste einfand und von der Kanzel Vorträge über die Freimaurer hielt. Diese wurden so ziemlich — wenigstens empfing ich diesen Eindruck — für sämtliche Schlechtigkeit unserer Zeit verantwortlich gemacht. Interessant war es, wenn der Bischof erklärte, wie der Orden sogar unter der Geistlichkeit, ja in den höchsten Kategorien derselben Mitglieder gewonnen habe. Die Konsequenz, die sich aus diesem Satze für die Praxis ergeben kann, ist klar. Jeder fanatische Cleriker ist dadurch nämlich in den Stand gesetzt, die helleren Anschauungen freisinniger Geistlicher für ketzerisch, weil von verkappten Freimaurern herrührend, zu erklären. Bei seiner Darlegung der maurerischen Untriebe versiel er aber einem seltsamen Widerspruche. Er betonte nämlich, daß alles, was den Maurerorden betreffe, in tiefes Geheimnis gehüllt sei, daß seine Führer unbekannt unter Pseudonymen herrschten, einer z. B. heiße „piccolo tigre“. Woher nun

Dr. Zwerger seine ausgezeichnete Kenntniss ihrer Einrichtungen und Thaten hatte, außer er war selbst ein Maurer, was wohl kaum anzunehmen, blieb unaufgeklärt. — Nach der Abendandacht konnten wir wieder im Museum studieren, aber nur bis neun längstens zehn Uhr, dann mußten die Lichter verlöschen und jeder das Dormitorium, den Schlaffaal, auffuchen. Das Dormitorium, dem ich zugetheilt war, führte den freundlichen Namen „Sibirien.“ Denn es galt als das kälteste des Hauses. Die Schlaffäle wurden nämlich nur einmal im Winter geheizt und zwar am Christabend, wo wir der Mette in der Domkirche beiwohnen mußten und darum erst nach dem Mitternachtgottesdienste schlafen gehen durften. Die Wärme hielt allerdings ob der gigantischen Größe des Ofens eine volle Woche an. In der übrigen Zeit des Winters war es aber in diesem heiligen Raume höllisch kalt. Deshalb legte sich auch mancher vollständig angekleidet zu Bette. Ja so kalt war es öfters, daß wir am Morgen das Waschwasser in der Blechkanne eingefroren fanden und kein Tropfen aus den geöffneten Hähnen floß.

An Sonn- und Feiertagen wurden wir in die Domkirche beordert. Sowohl am Vormittage als zum Nachmittagsgottesdienste. Da warfen wir dann unsere schneeweißen Chorhemden über den Talar und zogen baarhaupt in langer

Reihe — wir waren neunzig, denn nur für so viele ist die Anstalt dotiert — paarweise in den Dom. Wohl möglich, daß uns manches weibliche Auge auf dem kurzen Wege theilnahmuvoll angeblickt hat. Ist freilich nur eine grundlose Muthmaßung das, denn gesehen habe ich es natürlich nicht. — Jeden Samstag Nachmittag mußten wir zur Beichte gehen. Diese ward in den Zimmern der Museenauffseher abgehalten, so daß wir wenigstens nicht weit zur Stelle hatten, wo wir unser beladenes Gewissen behufs bequemerer Aufnahme einer neuen Sündentracht entlasteten. — In der Charwoche waren durch drei Tage geistliche Exercitien in der Kapelle. Während dieser Tage war absolutes Silentium, kein Theologe durfte ein Wort sprechen. Und ich wenigstens habe dieses Gebot strenge beobachtet.

Im Sommer — es dürfte so um Pfingsten gewesen sein — erhielten wir vom ersten Jahrgange durch den Fürstbischof in der Domkirche die vier niederen Weihen, das Ostiariat, Acolythat, Pectorat und das Exorcistat. Mit diesen Weihen ist, wofern mich das Gedächtnis nicht trügt, das Recht verbunden, Brod und Früchte zu segnen, während das Exorcistat die Gabe verleiht, den leidigen Teufel aus besessenen Leibern auszutreiben. Die Ausübung dieses Rechtes ist freilich ziemlich veraltet, das Recht selbst aber besteht noch immer in voller Kraft. In Oesterreich

steht die Ausübung dieses Rechtes, wenn ich nicht irrig berichtet bin, nur mehr im Thale Piné in Südtirol in Flor. Dahin bringen an einem bestimmten Festtage des Jahres die Bewohner der ringsumliegenden Thäler ihre Beseffenen, auf daß der Pfarrer ihre Leiber von deren unliebsamer Miethspartei, dem Satan befreie. Der Hochwürdige kündet ihm dann durch kräftige Beschwörungen gerichtlich die Wohnung. — Mit der Verleihung der niederen Weihen, die natürlich auch ich erhielt, worüber ich noch heute das testimonium des Bischofs aufweisen kann, ist auch die Tonsur verbunden. Der Bischof schneidet nämlich mit einem Schnitte einen kleinen Büschel Haare aus der Mitte des Haarwuchses. Vollendet wird diese Schererei freilich erst im Priesterhause durch einen befreundeten Theologen, welcher der Haarschneidekunst mächtig ist. Man läßt sich etwa einen guldenstückgroßen Fleck auf dem Kopfe glatt abscheren.

Bergnügungen sind den Theologen gar mancherlei geboten. Hierzu rechne ich erstens die zwei Spaziergänge, die jede Woche von den einzelnen Jahrgängen unter Führung ihrer Inspectoren in's Freie unternommen wurden. Dann hat jeder Seminarist das Recht, zweimal im Monate mit einem anderen Theologen einen Ausgang zu machen, der zu Besuchen

verwendet werden kann. Ich z. B. besuchte mit Vorliebe eine mir befreundete protestantische Familie, was meinen Collegen freilich sehr wider den Strich war und mich in den gefährlichen Ruf eines Freimaurers brachte. Von meinen Vorgesetzten aber, die ganz zweifellos davon Kunde hatten, habe ich dagegen niemals auch nur die leiseste Warnung oder Andeutung deshalb erfahren. — Am 1. Mai hatten wir einen halben Tag frei und durften zu sechs unter der Obhut eines älteren Theologen einen Ausflug auf's Land machen. Der Gasthausbesuch war auch an diesem Tage wie immer verboten. — Im Garten des Priesterhauses stand ein Kirschbaum. Die Kirschen nun wurden schon zur Zeit der Blüthe unter den Theologen verlicitiert; der Meistbietende erwarb das Recht, sie zu pflücken. Das Geld ward für die Kapelle verwendet.

Am lustigsten war es aber jedenfalls am Faschingdienstag. Da war Nachmittag Maskenball, freilich ohne Zuziehung von Mädchen. Eine Zigeunerbande — natürlich aus verkleideten Theologen bestehend — spielte heitere Tanzweisen; wir andern tanzten gleichfalls in Costümen, die wir aus dem Thaliatheater entlehnt hatten. Es war das erste und zugleich das vorletzte Mal, daß ich getanzt habe. Meistentheils übrigens Solo. Andere spielten Karten, was bei dieser Gelegenheit

gestattet war. Auch eine Komödie, die ein Theologe verfaßt hatte, wurde gar nicht übel aufgeführt. Sie wird zwar eben kein Kunstwerk gewesen sein, allein ich mußte doch herzlich lachen. Und da dies alle andern auch thaten, so erreichten Dichter und Schauspieler zweifellos ihre Absicht.

Das Rauchen war jederzeit strenge verboten. Wohl besaßen ziemlich viele, auch ich, eine Pfeife, allein wir konnten unserem Hange nur ganz im Geheimen fröhnen. War der Aufseher aus dem vierten Jahrgange ein nobler Kerl, so konnten die gemeinschaftlichen Spaziergänge dazu benützt werden. Denn er gieng dann vorne und sah niemals um. So rauchte ich wohl manche Cigarre. An den Sommerabenden gab es eine andere Methode dieses Laster zu cultivieren. Da schlich ich leise, wenn alles schlief, aus dem Dormitorium in das einsame Museum, sperrte die Thüre hinter mir, öffnete ein Fenster, brannte die Pfeife an und blies die Wölkchen in die Nacht hinaus. Mit den Wölkchen flogen so manche Träume den Bergen zu, deren dunkle Contouren im Westen den lichterem Nachthimmel begrenzten. So ganz sicher war diese Art seinem Vergnügen nachzugehen freilich nicht. Denn manchmal fand eine nächtliche Visitation der Dormitorien und Museen statt, wo dann in jedes Bett hineingleuchtet ward. Ist aber, soweit ich mich erinnere, nie vorgekommen, daß eine

Schlafstelle unbefetzt gefunden wurde. Ein Theologe rauchte auch am Tage. Er stieg nämlich auf einen Kastanienbaum im Garten und placierte sich gemächlich auf einem Aste. Einmal nun — es muß ein Judas unter uns gewesen sein — kam der Spiritual und schien alsbald zu bemerken, daß jemand zwischen dem Geäste war. Er befahl ihm herabzusteigen. Der Missethäter gehorchte augenblicklich. Er stieg nicht, sondern er sprang hinab — freilich hatte er zuvor den Kopf mit einem Tuche umhüllt — und lief ohne weiter Rede zu stehen alsbald in's Museum. Als der Spiritual dann das Museum inspicierte, waren alle in ihre Bücher vertieft, auch unser Verbrecher. Niemand hat den Namen des verkommenen Menschen jemals erfahren.

Auch geistige Anregung war geboten. Zur Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Pius IX. wurde im Refectorium des Priesterhauses eine Festversammlung der katholischen Vereine von Graz abgehalten, welche besonders von Herren und Damen der Aristokratie stark besucht war und wobei der bekannte Monsignore Greuter und der nicht minder bekannte und als Gelehrter ausgezeichnete Professor Maassen als Redner auftraten. Greuter blendete mich durch seinen glänzenden Witz und seine meisterhafte oratorische Darstellungsgabe, Maassen schien mir zwar sehr gründlich und sehr gelehrt,

aber dabei recht langweilig. Er sprach vom Primat des Papstes und wies aus der Kirchengeschichte nach, daß schon in den ältesten Zeiten des Christenthums (z. B. zur Zeit des heiligen Cyprian) dem Papste im Verhältnisse zu den übrigen Bischöfen eine außergewöhnliche Machtfülle und die Entscheidung in den wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten zukam. In späteren Jahren habe ich die Bedeutung dieser Rede, die mich damals sehr kalt ließ, besser würdigen gelernt. Maassen nämlich ist nicht bloß einer der bedeutendsten Lehrer des kanonischen Rechtes, Maassen ist auch ein feiner Kopf mit einem geradezu divinatorischen Talente. Er besitzt nämlich die feinste Empfindlichkeit für Regierungs- und Systemwechsel und fühlt sie bereits, wenn andere noch keine Ahnung davon haben. So ward Maassen denn auch in der That nie von einer Aenderung am Himmel der inneren Politik unvorbereitet getroffen. Kam Regen: Maassen hatte schon das Parapluie aufgespannt; schien die Sonne wieder: Maassen hatte bereits den Sonnenschirm in der Hand. Damals nun stand die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des Papstes bevor — sie ist erst am 18. Juli 1870 erfolgt — und Maassen hielt eine Lobrede auf das Papstthum. Erhielt auch den Gregororden und ward von etwelchen frommen Landgemeinden als wahrer katholischer Gelehrter in den Landtag geschickt.

Das Dogma von der Unfehlbarkeit ward verkündet, einige hervorragende Kirchenfürsten zeigten ziemlich offen ihren Unwillen, allenthalben ward Döllinger gefeiert und die Lehrkanzel für Kirchenrecht an der Universität Wien war erledigt, das Ministerium war deutschliberal. Maassen kam nun das längst erwartete Dogma äußerst bedenklich vor und kaum mit den Pflichten eines echten Staatsbürgers und Beamten vereinbar. Er legte ferner seine Stelle als Präsident des katholischen Geselligkeitsvereines „Harmonie“ nieder. Die ganze clerikale Partei war consterniert. Maassen aber erhielt die Lehrkanzel in Wien. Daß der geniale Charakterspieler sich später wieder vollständig mit der Kirche ausgesöhnt hat, ist allgemein bekannt.

Ein Theolog des vierten Jahrganges Dr. (iuris) Ritter von Scherer, heute Professor an derselben Facultät, welcher er damals als Theologe angehörte, war zuerst Jurist gewesen und Mitglied der deutschen Verbindung „Orion.“ Er hatte ferner in München und Tübingen Theologie studiert, und war dann im vierten Jahrgange in das Grazer Priesterseminar eingetreten und ward natürlich von uns allen als eine Art höheres Wesen angesehen. Dieser gründete mit Erlaubnis der Priesterhausdirection einen Leseverein, der einige Zeitungen hielt. Die meisten wurden aber von Scherer selbst beigelegt. Daß alle Blätter derselben Färbung angehörten, dürfte

wohl niemand wundernehmen. In diesem Leseverein fanden auch Vorträge statt, von denen die meinigen, insonderheit der zweite, von einem recht ehrlichen und überzeugungstreuen Collegen einfach als „Gewäsche“ bezeichnet wurden. Hatte übrigens nicht ganz unrecht der liebe Colleague. Denn was sollte ich junger Paffe auch sonderlich Gescheidtes über die Institution des stehenden Heeres oder die Sklavenemancipation in den Vereinigten Staaten vorbringen? Dr. Scherer selbst hielt einen sehr instructiven Vortrag über das Geld. Auch Disputationen veranstaltete Scherer. Sie waren aber selten, da sich nur wenige öffentlich zu sprechen getrauten. So trat ich einmal mit der Thesis auf: „Es gibt keinen Gott.“ Freilich wurde ich von meinem Opponenten in Kürze siegreich widerlegt. —

Ein Theologe, der in dem Jahre meines Seminarlebens verstarb, setzte alle seine Collegen zu Erben seiner kleinen Bibliothek ein. Nun ward von Seite der höheren Jahrgänge der Vorschlag gemacht, die Bücher licitando unter uns zu veräußern, den Erlös aber dem Peterspfennig zu widmen. Ich bekämpfte mit mehreren Collegen des ersten Jahrganges beide Anträge. Und da selbe nur mit Stimmeneinhelligkeit hätten beschlossen werden können, war unsere Opposition auch erfolgreich. Die Bücher wurden verlost. Jeder gab allerdings den entsprechenden

Werth des auf ihn gefallenen Werkes für den Peterspfennig, oder wie auch ich that, als Beitrag zur Erbauung einer katholischen Kirche in Greißwalde. Denn ich konnte an die Noth eines Hausherrn, der einen Palast mit eilftausend Gemächern besitzt, doch nicht recht glauben.

Es dürfte wohl schon aus dem Gesagten hervorgehen, daß und warum ich mich unter meinen Collegen keiner großen Sympathien erfreute. Außer drei oder vier Freunden, die mir aufrichtig zugethan waren, beehrten mich so ziemlich alle übrigen mit ihrem ehrlichsten Haffe. Das kam, ich konnte mit ihrem Glaubenseifer nicht gleichen Schritt halten. Der Glaube war nun bei manchem freilich sehr stark. So erinnere ich mich, daß ich einmal in eine heftige Debatte über die Vollkommenheiten der Mutter Gottes verwickelt ward. Alles gab ich zu, nur meinte ich, daß die seligste Jungfrau nicht zugleich die größte Gelehrte sei und daß Alexander von Humboldt sie jedenfalls an Wissen überragte. Mein Gegner erklärte dies aber für eine arge Kezerei, was ich freilich, doch vollkommen vergebens bestritt. Zudem kam noch meine schroffe, verletzende Ausdrucksweise, die mir viele Feinde erwarb. So theilte ich einmal sämmtliche Theologen in Dummköpfe, die nur der Versorgung wegen in's Priesterhaus giengen, dann in Fanatiker und Heuchler ein. Ich brauche wohl nicht zu

betheuern, daß ich heute von der logischen Richtigkeit dieser Eintheilung nicht mehr überzeugt bin, habe ich ja doch im Priesterstande so manchen guten und gescheidten, dabei auch freisinnigen Mann kennen gelernt.

Soviel ist sicher, wäre ich durch vier Jahre in dem Banne dieser Erziehung gestanden, ich würde an Ueberzeugungstreue und ehrlichem Fanatismus auch dem schwärzesten Köhler nichts nachgegeben haben.



Landesstreuung.

Häufig ertönt in den Zeitungen die Klage über das Bettelwesen und die Vagabundenmisère auf dem Lande. Und doch, wie viel besser ist es in dieser Beziehung seit dreißig Jahren geworden! Ich werde nicht irre gehen, wenn ich behaupte, daß die Eisenbahnen für diese Abnahme der genannten Erscheinungen von maßgebendem Einflusse waren und noch sind. Denn in demselben Maße, wie das Bahnnetz immer engmaschiger ward, nahm die Zahl der Bettler und Vagabunden ab. Und heute ist die Zeit wohl nicht mehr so ferne, wo der fechtende Handwerksbursche, der bettelnde Wallfahrer oder der slowakische „Kastelbinder“ und Kesselflicker zu den ausgestorbenen Typen einer vergangenen Culturperiode zählen dürfte.

Ja vor dreißig Jahren, als noch keine Bahn die östliche Steiermark durchschnitt, da war die rechte Blüthezeit der Bettler, Vaganten,

Hausierer und ähnlicher Erscheinungen. Da verging kein Tag im Jahre, wo unser Haus nicht den Besuch irgend eines oder mehrerer Schnallendrucker erhielt. Die Handwerksburschen verlangten Geld, Wein, Fleisch, Speck, Eier; der ungarische „Abbrandler“ Samenweizen; der Maria Zellpilger ein Mittagmahl; der Zigeuner bot große „Scharnägel“ zum Verkaufe an und spähte dabei im ganzen Hause herum; der slovakische Glashändler oder Kesselflicker und Häfenbinder bat um eine Nachtherberge und die hausierende Hafnerin ließ ihre Häfen gegen so viel Weizen ab, als im Geschirr Platz hatte. Vorsichtig sondirte der Tabakschwärzer den Boden, bevor er den schweren Rückenpack aufmachte und schönen, großen Blättertabak auf dem Tische ausbreitete, dem Raucher zur unwiderstehlichen Versuchung. Und schwören könnte ich gerade nicht, daß es nicht solcher Schmuggeltabak war, den ich vor etwa zwanzig Jahren zu zwei bis drei Pfund von den Weihnachts- und Osterferien zu meinem Gebrauche in der Reisetasche nach Graz brachte. — War es gegen Abend, so mußte man all' die lieben Leute über Nacht behalten, überhaupt mußte man sehr glimpflich mit ihnen umgehen, denn manches alte Weib sah so malerisch hezenmäßig aus, daß man wohl glauben konnte, es könne die Milch der Kühe in rothes Blut verwandeln. Und die Männer, häufig große, wild aussehende Kerle,

sprachen ganz ungeniert vom rothen Hahn, der unversehens auf das Strohdach fliegen könne. Nun, so erhielten denn alle in der Regel, was sie verlangten. Eine furchtbare Steuer für die armen Landleute! Ich erinnere mich noch recht gut, wie manchmal vier Bettler zugleich in unserer Tenne übernachteten. Nur die eine Vorsicht gebrauchte der Vater, er forderte allen vor dem Schlafengehen die Pfeifen ab. Auch die „Aufweisung“ sollten sie hergeben, hatten aber oft keine. Einmal, es wird noch nicht zwanzig Jahre her sein, übernachtete ein ungarischer Bettler bei uns. Der hatte ein Wanderbuch vom Stuhlrichteramente in Güssing ausgestellt. In der Rubrik „Charakter oder Beschäftigung“ war eingetragen: Herumvagiren und Betteln. Und einem solchen Menschen hat eine ungarische Behörde anstandslos ein Wanderbuch verabfolgt! Manchmal waren die Landstreicher schon vom allerverdächtigsten Aussehen. Vor etwa drei Jahren wurde ein solcher in den Gemeindefest von St. Leonhard im Lavantthale gebracht. Er hatte keinerlei Papiere und log den inquirenden Beamten einen wahren Roman vor. Seine Eltern kannte er nicht. Nur soviel wußte er, daß er als kleiner Knabe von einer schönen Seiltänzerin in Paris verlassen worden sei, die heftig weinte, als sie ihren muthmaßlichen Sprößling mutterseelenallein in dem großen Babel aussetzte. Er wuchs dann in

jeder möglichen Gesellschaft heran, war in vielen Ländern, einmal auch unter den italienischen Briganten und lernte fast alle europäischen Sprachen. Jetzt hatte er sich vorgenommen, seine Heimat aufzusuchen, die er in Baiern vermuthete. Dabei war er aber in St. Leonhard der Gensdarmmerie in die Hände gefallen, welche ihn in den Gemeindearrest des Städtchens ablieferte. Was wollte man machen mit ihm? Die Wahrheit war nicht zu eruiren. Auch der Vergleich mit der Photographie eines schweren Verbrechers aus dem deutschen Reiche lieferte kein Resultat. Dabei benahm sich der Kerl mit unverschämter Ruhe und Frechheit, indem er z. B. die Gemeinde aufmerksam machte, daß fast die ganze Stadt mit Schindeln gedeckt sei. Wenn zufällig ein Feuer ausbreche so müsse das ganze Nest niederbrennen. Fünfzehn Monate war die problematische Persönlichkeit im Arreste. Dann ließ man ihn auf höhere Weisung laufen. Er sammelte noch in den Gasthäusern einiges Reisegeld, indem er Taschenspielerkünste zum besten gab; erhielt auch etwelche Kleidungsstücke und wanderte dann seines Weges fürbaß, bis er in Steiermark neuerdings eingesteckt ward.

Zu den größten Landplagen gehören aber die Zigeuner. Daß ein arbeitscheues Nomaden-volk in einem Culturstaate, wo es keine Handbreit herrenloses Land gibt, fortzueistiren vermag,

ist doch offenbar nur durch den schmarozenden Charakter dieses Volkes zu erklären. Es nährt sich eben, wie die Mistel von den Säften des Apfelbaumes, von den Producten der Arbeit jener Völker, unter denen es herumstreicht. Nun bedenke man aber, daß die Zahl der Zigeuner unserer Monarchie fast die Bevölkerungsziffer des Herzogthums Salzburg erreicht und man wird die gemeinschädliche Wirksamkeit dieses Volksstammes einigermaßen ermessen können. Die Bauern, denen Zigeuner Fleisch und Speck aus dem Keller, Geld und Kleider aus den Truhen gestohlen, denen sie Eisengeräthe gemaußt oder einen Heustadel abgebrannt haben, sind davon ohnedies überzeugt. So verführerisch es nun für mich ist, ein Zigeunerlager zu schildern, so entsage ich doch diesem Wunsche, da dies ja schon von trefflichen Autoren in ausgezeichnete Weise geschehen ist. Nur ein und die andere Thatsache mag hier Erwähnung finden.

Die Gemeinde St. Martin bei Villach hat die kostspielige Ehre, eine vielgliedrige Zigeunerfamilie als Gemeindegewissen zu besitzen. Eine Zigeunerin gebar nämlich vor einigen Decennien unter der Gailbrücke bei Fürnik und zwar auf der St. Martinen Seite — nach ihrer Aussage — ein Kind. Dadurch erlangte dieses in St. Martin das Heimatsrecht. Dieses Kind hatte aber, wie es scheint, eine ziemlich zahlreiche

Nachkommenschaft, welche jetzt häufig der Gemeinde zur Last fällt, da die einzelnen Glieder, wenn sie anderswo lästig werden, einfach abgeschobener Dinge nach St. Martin zurückkommen.

Daß für die Zigeuner weder unser bürgerliches Gesetzbuch, noch unser Strafrecht, noch das Volksschulgesetz existirt, ist zur Genüge bekannt. Die Volksvermehrung dürfte sich bei ihnen, was den Verwandtschaftsgrad der in wilder Ehe lebenden betrifft, sehr enge an die Zustände der ersten Zeit nach dem Sündenfalle unserer Stammeltern anschließen, während andererseits die über allen Zweifel erhabene Polygamie, der sie ergeben sind, an ihren orientalischen Ursprung erinnert. Wohl bekennen sich unsere Zigeuner zum Christenthume, bethören durch ihre Lügen von Wallfahrten nach Jerusalem, Bethlehem und Nazareth auch so manche leichtgläubige Bauersfrau, aber wie es eigentlich mit ihrer Religion bestellt ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie ihre Kinder so oft taufen lassen, als sie einen freigebigen Pather finden. Doch haben die Zigeuner, abgesehen von ihrem Talente für Musik und Gesang und von ihrer Geschicklichkeit als Schmiede wenigstens einen guten Zug und das ist die Dankbarkeit. So erzählte mir Dr. Grabner, der einige Jahre in Jennersdorf (Gyanafalva) in der Nähe der steirischen Grenze ärztliche Praxis ausübte, daß er zu

jeder Nachtstunde unbehelligt durch ihre Lager gehen könne, ja daß sie ihm mancherlei Aufmerksamkeit erwiesen. Freilich zählte er die Zigeuner zu seinen Patienten.

Nur einen Bezirk weiß ich, welcher viele Jahre vom Besuche der Zigeuner verschont blieb. Und das dankte er dem klugen und wohlberechneten Gebahren seines energischen Bezirksrichters. Als nämlich einmal ein ganzer Nomadentrupp eingebracht ward, ließ er vorerst alle unter großem Seifenaufwand säuberlich waschen, dann mit Kamm und Bürste behandeln. Den Männern wurden zudem noch Bart und Haare geschoren. Dann begann das Verhör. Der Richter wollte aber nur die Gemeinde wissen, wohin sie zuständig seien. Sie gaben einen Ort an. Dann ließ sie der Richter in den Arrest abführen, wo sie Brod und Wasser erhielten. Indessen ward die angebliche Heimatsgemeinde der Zigeuner von dem Sachverhalte benachrichtigt und angefragt, ob ihre Angabe richtig sei. Sie war erlogen. Nun wurden die Nomadensöhne wieder nach ihrer Zuständigkeit befragt: sie gaben einen zweiten Ort an. Bis die neuerlichen Erhebungen die zweite Aussage abermals als lügnerisch herausstellten, durften die Magogkinder bei Brod und Wasser weiter schwelgen. Da giengen sie völlig geknickt und zerknirscht in sich und bekamten beim dritten

Verhör die Wahrheit. Bis diese ihre amtliche Bestätigung erfahren, gab's Tag für Tag Brod und Wasser. Dreimal des Tags. Dann wurden sie abgeschoben. Nie mehr hat ein Zigeuner den ungasstlichen Bezirk wieder betreten, wo man nur mit Kamm und Seife, Roggenbrod und Wasser regalirt ward.

Gegen das Bettelwesen und Vagantenthum hat vor Jahren die Bezirkshauptmannschaft Feldbach ein richtiges Mittel gefunden. Während nämlich das Verbot des Bettelns sich als vollkommen nutzlos erwies, versuchte man es nun mit dem Verbot des Gebens. Das wirkte. Denn nachdem einige Bauern wegen Uebertretung desselben zu Geldstrafen von ein bis zwei Gulden verurtheilt worden waren, hörte das Bethelien der Bettler auf. Damit war ihnen aber nun der Boden entzogen und sie verschwanden aus der Gegend. Ob diese wirksame Maßregel noch heute in Kraft besteht, weiß ich freilich nicht.

Ein anderes Mittel, das Vagantenthum zu bekämpfen ist die Landesstreifung. Jedes Jahr einmal wird sie auf einen bestimmten Tag von der Landesregierung angeordnet. Acht Tage später findet gewöhnlich eine Nachstreifung statt. Außerdem kann aber auch aus wichtigen Gründen in einzelnen Bezirken eine specielle Streifung veranstaltet werden. Mit der Aus-

führung dieser Polizeimaßregel sind die Gemeinden betraut. Am festgesetzten Tage nun streifen die beordneten Bauern und Bauernburschen auf allen Wegen und Pfaden herum und halten jeden Wanderer an und verlangen die „Aufweisung“ (Legitimation) zu sehen. Der keine hat wird eingezogen. Das ist die Theorie. In der Praxis freilich gestaltet sich die Sache oftmals anders. In der östlichen Steiermark wenigstens wird an manchen Orten viel Spaß mit dieser Einrichtung getrieben. Besonders wenn die Streifung in die Nacht hinein verlängert wird. Da concentriren sich die Bauern an den Kreuzwegen, tragen Holz und Reisig zusammen und zünden ein lustiges Feuer an. Dabei schmauchen sie ihre Pfeife, politisiren, erzählen Geschichten, oder singen auch eins. Es wäre nämlich doch möglich, daß irgend ein flüchtiger Verbrecher aus Kurzsichtigkeit das Feuer nicht rechtzeitig bemerken und selbem also auch nicht ausweichen könnte.

Saßen eines Abends in der großen „Kachelstube“ beisammen und hatten einen Krug Wein vor uns. Denn der Zimmermann Feiertag, unser Nachbar, war zu Besuch und der trank keinen Most, weil ihm derselbe Bauchgrimmen mache, sagte er. Wir waren in eine sachmännische Unterhaltung über einen neuen Dachstuhl vertieft, als unser Gespräch von außen durch einen höllischen Lärm unterbrochen ward.

Als bald ward die Thür aufgerissen und herein stürzten etwa ein Duzend Bauernbursche mit tüchtigen Prügeln bewaffnet. Fragten den Zimmermann, welcher ihnen gar wohl bekannt war, im derbsten Stile um seine Aufweisung. Nun war aber Meister Feiertag ein Mann von Hünengröße und Bärenstärke und verstand in solchen Dingen keinen Spaß, maßen es ihn verbrießlich machte, daß bloße „Buben“ mit ihm ihren Wiß haben wollten. Jeder unverheirathete Mann, der kein Grundbesitzer oder Handwerker ist, führt den Namen „Bua“, auch wenn er über dreißig Jahre alt ist. So ist es vorgekommen, daß ein Bauer für seinen ein wenig „angetappelten“ Sohn in Kiegersdorf einen Rockstoff kaufte. „An Kammuck für mein Micherl brauchat i.“ — „Ja, wie alt ist denn das Büabel?“ — „Zwoaavierzg Johr.“ — Also Feiertag ist wild geworden. Erhob sich darum in voller Größe, sagte, wenn in einer Minute nicht die Stube geräumt sei, wolle er dies Geschäft besorgen. Dabei packte er mit der einen Hand den schweren Stuhl und schwenkte ihn gar zierlich, mit der andern legte er seine Sackuhr auf den Tisch und gab sich den Anschein, das Vorrücken des Minutenzeigers zu beobachten. Es war nicht nöthig: schon nach einer halben Minute waren wir wieder allein. „Mit einem rauschigen Menschen ist nichts zu

reden“, sagte einer und gieng zur Thüre hinaus. „Einem Kauschigen weicht ein Heuwagen mit vier Ross aus“, sagte ein anderer und gieng dem ersten nach. „Gute Nacht Knittlvater, gute Nacht Feiertag, schauts, daß enk nix gschiacht ban Hoamgehn“, sagten die letzten. Feiertag lachte grimmig; er einen Kausch! So viel Krüge wurden bei uns in einer ganzen Woche nicht aufgesetzt, daß Feiertag hätte einen Kausch kriegen können. Ja, ja, der Gedanke war unsinnig.

Irgendwo im oberen Raabthale gab es kurz nacheinander mehrere Brände. Man glaubte allgemein, daß selbe von einem Menschen herührten, der sich gerade damals in der Gegend herumtrieb und dem niemand was gutes nachsagte. Es wurde deshalb eine Treibjagd auf dieses Individuum in Form einer Streifung veranstaltet. Das war ein Hauptspaß. Früh morgens rückten die Bursche aus in Schaaren von acht bis zwölf schreckhaft bewaffnet. Geschossen ward in allen Ecken und Enden, als wäre der Feind im Land, oder der Fürstbischof auf einer Visitationsreise begriffen. Und nicht viel fehlte, so hätte man den Nordbrenner auch erwischt. Denn als sich die Helden des Landsturmes am Abende sammelten und ihre Abenteuer erzählten, berichtete einer: „Wia i heunt in da Frühl so asn Wäi dahergeh, gsiat i oan

af der Stroßn gegen mi keman. Nau, denk i ma, Foggel, den schaußt amol aun. Nichti is 's der Rehti gwe'n. Ober er hot an Zanfer af der linken Dchfel ghobt und grod wia i zuwi kimm, greift er mit der rechtn Hond intern Zanfer. Du, denk i ma, dos is ka guiter nit, der hot heili a Pistoln oder a Messer und suachts hiazt — Foggel, du bist schoa drei Mounat nit mehr gebeicht gangen! Und aungschaut hot er mi so wild, na i sogs enk, mit brinnroathe Augen hot er mi aungschaut! Na und so sog i holt: Guitn Morgen Vetta! Und so san ma füranander gongan."

Ist die Streifung für den Verbrecher, der ja zumeist ziemlich waghalsig ist, mehrentheils ungefährlich, so ist sie dagegen oft eine schwere Plackerei für den harmlosen Wanderer, wie ich selbst vor drei Jahren erfahren mußte. Ich kam eben von einer Alm — es war am 22. August — und schlenderte gemächlich auf einem Feldwege bei Unter-Lendorf im Spitaler Bezirke. Am Wege stand mitten zwischen den Feldern eine „Badstube“ zum Flachs rösten und Hecheln. Als ich an dieser vorüber wollte, vertrat mir ein alter Bauer in einer vielfach geflickten Rodenhose mit einem Buben von etwa zwölf bis vierzehn Jahren den Weg und verlangte meine „Aufweisung“. Nun hatte ich keine Ahnung, daß an diesem Tage Landesstreifung sei, wobei

die Bauern übrigens nur die „verdächtig“ Aussehenden anzuhalten haben. Ich meinte daher, der Bauer wolle mit mir unziemlichen Scherz treiben, oder er habe zu viel Schnaps getrunken. Darum fragte ich erboht: „Was willst?“ — „Die Aufweisung.“ — „Da ist meine Aufweisung“ — dabei kehrte ich meinen Bergstock um und hielt ihm den Stachel unter die Nase. (Der Bub nahm Reißaus und lief dem Dorfe zu). „Und jetzt“, fuhr ich fort, „will ich wissen, mit welchem Recht du einen harmlosen Reisenden auf öffentlichem Wege anpackst; wo hast du deine Legitimation?“ Da hob er einen schweren Knüttel auf und spielte mit ihm zweihändig in der Luft herum. Nun war zweifellos seine Bestellung als Amtsperson so gut wie meine Reiselegitimation, wenigstens wie die von mir vorgewiesene. Ich war aber inconsequenter Weise anderer Ansicht, packte seinen Prügel, der ihm ohnedies zu schwer war und warf ihn weg. Dann sagte ich: „Jetzt gehst du mit mir zum Gemeindevorstand, ich will sehen, wie du dazu kommst, mich auf der Straße anzuhalten.“ Er wollte Einsprache thun, aber mit schnöder Mißachtung — ich bin heute noch untröstlich darüber — des uralten Rechtsgrundsatzes: „audiatur et altera pars“ schnitt ich selbe kurzweg ab, indem ich ihm bedeutete, wenn er noch ein Wort entgegenrede, würde ich ihn über

den nächsten Zaun seinem Tremmel nachwerfen. Dann schulterte ich den Bergstock und trieb den heldenhaften Vertreter der öffentlichen Sicherheit vor mir her dem Dorfe zu. Hier erfuhr ich erst von dem Gemeindevorstande, daß Landesstreifung sei. Doch war ich nicht imstande dem Bauer begreiflich zu machen, daß der Vorgang, wie er gepflegt werde, ein ungesetzlicher sei. Ich bemerkte ihm nämlich, daß jedes behördliche Organ in Ausübung seines Amtes entweder durch ein Abzeichen kenntlich oder im Besitze einer schriftlichen Vollmacht sein müsse. Ich fragte ihn ferner, woher ich denn sonst wissen solle, daß irgend ein Mensch, der mich auf dem Wege anhalte, dies auf behördliche Anordnung und nicht aus Uebermuth thue. Es gelang mir aber nicht, ihn zu überzeugen, sintemalen sich auch die bessere Hälfte des Vorstandes, ein vortreffliches oratorisches Talent, mit scharfen und spitzen Argumentis ins Mittel legte. Es half auch nichts, daß ich ihr das Wort des heiligen Paulus „mulier taceat in ecclesia“ in ein ziemlich gemeinverständliches Deutsch übersezte. Mehr Wirkung erzielte meine Drohung, mich in Spital bei der Bezirkshauptmannschaft beschweren zu wollen. Er lenkte ein und ward freundlich. Schließlich schieden wir im tiefsten Frieden von einander, ja der Chef der Gemeindeverwaltung zeigte mir sogar einen

näheren Pfad gegen Trebesing. Mein Bauer aber, der mich um die Aufweisung belästigt, that das schwerwiegende Gelöbniß: „Mein Lebtag mache ich keine Landesstreifung mehr mit.“

Eine ähnliche Erfahrung wie ich machte der Sparherdmacher Schuß aus Villach. Er war eben in der Sachsenburger Gegend, als er einigen Burschen von der Landesstreifung in die Hände fiel. Legitimation hatte er wohl keine bei sich, es genüigten aber auch ein paar Liter Wein, die er den berufseifrigen Organen der öffentlichen Sicherheit in einem Straßenwirthshause zahlte und wodurch er sie von seiner völligen Harmlosigkeit hinlänglich überzeugte.

Wie aber ist es, wenn die streifenden Bauern nicht lesen können? Nun, dann kann sich folgendes zutragen. Drei mir wohlbekannte Studenten machten eine Ferienreise. Sie wurden dabei einmal von einem Organe der Landesstreifung angehalten und um die „Aufweisung“ gefragt. Zwei wiesen alsbald ihre Pässe vor, der dritte aber, welcher den seinigen im Tornister verpackt hatte, konnte ihn nicht schnell genug finden. Nun bemerkte er, daß der Bauer den einen der zwei ihm übergebenen Pässe verkehrt hielt, woraus er den Schluß zog, daß der gute Landmann nicht lesen könne, obwohl er die vorgewiesenen Reiseurkunden sehr intensiv fixierte. Darum war er rasch entschlossen, zog

seine Briefftasche und nahm aus derselben ein Papier, faltete es auseinander und übergab es dem Bauer. Der schaute das halb bedruckte, halb beschriebene Document an und fragte: „Was ist das?“ — „Ein russischer Reisepaß.“ — „Sind sie denn ein Ruß?“ — „Ja wohl ein russischer Ukas.“ — „Gut.“ — Der russische Reisepaß war aber eine Speisekarte, wenn ich mich recht erinnere, vom „Mohren“ in Innsbruck.

Ob daher bei der Institution der Landesstreifung nicht eine kleine Reform am Platze wäre?

